



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die athenische Volksmoral im Drama. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die athenische Volksmoral im Drama

2



icht in weichlichem, kraftlosem Mitleid geht die Humanität der Hellenen auf, sondern sie zeigt sich als ein mit Gerechtigkeit, Mut und Thatkraft verschmolzenes Wohlwollen, wovon das Mitleid nur eine unter vielen andern Äußerungen ist. Namentlich aber leuchtet im althellenischen Charakterideal auch jener Edelstein, der nach unsern Begriffen schlechterdings nicht fehlen darf, wenn ein Mann nicht trotz aller sonstigen glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften unfre Achtung verlieren soll: die Wahrhaftigkeit. Bekanntlich pflegt diese Eigenschaft in der Knechtschaft verloren zu gehen, und auch die Griechen haben sie später mit ihrer Unabhängigkeit verloren. Aber aus dem Umstande, daß Homer den verschlagenen Odysseus zum Helden des schönern seiner beiden Gedichte gemacht hat, auf Unwahrhaftigkeit als einen Grundzug des griechischen Nationalcharakters schon in der guten alten Zeit zu schließen, wäre doch voreilig. In der Ilias bildet der geradsinnige Achilleus den Mittelpunkt. In der Odyssee aber erscheinen die Schliche des Helden als entschuldbare und erlaubte Kriegslisten zur Abwendung von Lebensgefahr. Als ein seefahrendes, koloniengründendes Volk müssen sich die Griechen unzähligemale mitten unter Barbaren von einer Übermacht bedroht gefunden haben, der sie ohne die Waffen eines scharfsinnigen Geistes und einer lebhaften Phantasie hätten unterliegen müssen. Daher war es natürlich, daß neben dem ehrlichen, kühnen Achill der listige Odysseus ihr Nationalheld wurde; die thatsächliche Lage eines seefahrenden Volkes in barbarischer Zeit, nicht Lust an der Lüge spiegelt sich in der Odyssee. Sophokles aber, der im Philoktet einen der Schliche des Odysseus darzustellen hat, giebt dem ränkevollen Manne den edeln Sohn des Achilleus bei und läßt dessen reinen Kinderfinn über die Anschläge des andern siegen. So wird Philoktet zur Tragödie, nicht bloß des Mitleids, sondern auch der Wahrhaftigkeit.

Neoptolemos, Achills Sohn, wie ihn Sophokles darstellt, ist der schöne Charakter *ναρ' ἔφορην*. In der altdeutschen Sage kann sich ihm nur Siegfried zur Seite stellen, in der ganzen neuern Litteratur sind ihm höchstens Shakespeares Cordelia, Goethes Iphigenie und — wenn man das Idyll neben

der Heldenjage nennen darf — Hermann und Dorothea und Max Piccolomini ebenbürtig. Der von den Griechen auf des Odysseus Rat schmähslich ausgefetzte und an einer eiternden Fußwunde leidende Philoktet hat auf Lemnos, einsam und hilflos, zehn qualvolle Jahre verlebt. Da kommt Odysseus, von Neoptolemos begleitet, den Mann oder wenigstens seinen Bogen zu holen, weil der Wahrsager Helenos verkündigt hat, Troia könne nur von Neoptolemos mit Hilfe des Philoktet und seiner Pfeile bezwungen werden. Aber daß sich Philoktet freiwillig entschließen werde, mit Odysseus nach Iliion zu gehen und die Wünsche derer zu erfüllen, die ihn so grausam und treulos behandelt haben, daran ist nicht zu denken. Man wird den Unglücklichen also wohl mit Gewalt fortschleppen oder ihm den Bogen rauben müssen, der ihm dazu dient, Wild zu erlegen und sich so kümmerlich das Leben zu fristen. Ehe man jedoch zur Gewalt schreitet, will es der Verschlagne mit List versuchen. Neoptolemos soll den Kranken allein auffuchen, ihm vorreden, er habe von den Griechen und namentlich von Odysseus, auf den er weidlich schimpfen möge, schweres Unrecht erlitten und ziehe nun heimwärts; so möge er versuchen, den Betrogenen oder wenigstens seinen Bogen ins Schiff zu bringen. Wohl weiß ich, schließt Odysseus seine Instruktion,

Wohl weiß ich, Jüngling, daß es deine Art nicht ist,
Zu solcher Rede arger List dich zu verstehn,
Doch köstlich ist des Sieges Lohn, der deiner harret.
Drum wag es; rechtlich zeigen wir uns dann nachher.
Nur folg mir jetzt für einen kleinen Teil des Tags
Und wirf die Scham beiseite. Künftig laß dich dann
Den frömmsten aller Menschen nennen immerdar.

Neoptolemos

Was mich entrüstet, o Laertes Sohn, sobald
Ichs nennen höre, sträube ich mich auch zu thun.
Es ist mir angeboren, schüdde List zu fliehn;
. Besser ist's, des Ziels
Zu fehlen, als ein Sieg, der Schande bringt.

Odysseus

O Sohn des edeln Vaters, in der Jugend war
Auch mir die Zunge langsam, rasch zur That der Arm,
Doch in des Lebens Schule lern' ich, daß das Wort
Und nicht das Handeln überall die Welt regiert.

Neoptolemos

Was sonst, als eine Lüge, forderst du von mir?

Längere Zeit noch sträubt sich Neoptolemos, aber der Vorstellung, daß er ohne den fraglichen Bogen Iliion nicht bezwingen, ohne die von seinem Betater erfundene List aber nicht in den Besitz des Bogens gelangen könne, unterliegt doch schließlich sein ruhmbegieriges Herz. Bei Philoktets Höhle angelangt, spielt er seine Rolle leidlich; Philoktet beschwört die Fremdlinge, ihn mitzu-

nehmen, und sowohl Neoptolemos wie der aus seiner Schiffsmannschaft bestehende Chor entschließen sich dazu, vom Mitleid überwältigt. Neoptolemos warnt seine Mannen, nicht voreilig zuzusagen, denn sie sind, während er mit Philoktet unterhandelt, in der Ferne stehen geblieben — auf Philoktets Bitten, damit sie nicht, durch den Gestank der Wunde abgeschreckt, es so machen, wie es bisher alle an der Insel landenden gemacht hätten, deren keiner sich mit einem so ekelhaften Kranken habe schleppen mögen. Nach einem heftigen Anfall seines Übels, worauf, wie er weiß, tiefer Schlummer zu folgen pflegt, giebt Philoktet dem Neoptolemos seine Waffen in Verwahrung. Der Chor wünscht zwar dem Kranken Erleichterung und alles Gute, erinnert aber doch den Neoptolemos daran, daß er jetzt eigentlich seinen Zweck erreicht habe und mit dem Bogen gehen könne. Neoptolemos erwidert, dem Seherworte nach sei nicht allein der Bogen, sondern auch der Mann vor Ikon nötig. Man erwartet also sein Erwachen. Philoktet ist hoch erfreut, da er die Fremdlinge wieder erblickt; hatte er doch gefürchtet, sie würden, während er schlummerte, ihn verlassen. Mit Neoptolemos Hilfe richtet er sich auf, und von ihm gestützt, tritt er die Wanderung zum Schiffe an. Nun aber fällt es dem Jünglinge schwer aufs Herz, daß jetzt binnen wenigen Minuten der Betrug offenbar werden müsse. Er seufzt: Weh, weh mir, was werd' ich nun weiter thun! Philoktet fragt verwundert, nach und nach kommt das Geständnis heraus. Der Betrogene bricht in Verwünschungen aus und fordert seine Waffen zurück. Schon steht Neoptolemos nach schwerem innerm Kampf im Begriff, sie zu übergeben, da tritt herbeieilend Odysseus dazwischen, hindert es und erklärt dem Philoktet, wenn er nicht gutwillig komme, werde man Gewalt brauchen. Nachdem sich alle Mühe, den Kranken zum Mitgehen zu überreden, vergeblich erwiesen hat, entfernt sich Neoptolemos vorläufig mit Odysseus, die Schiffe zur Abfahrt zu rüsten, doch befiehlt er vorher seinen Leuten, einstweilen bei dem Elenden zu bleiben:

Odysseus wird mich schelten, daß Erbarmen mich
Erweicht hat; aber bleibet, wenn es dieser wünscht,
Bis uns die Mannschaft für die Abfahrt unser Schiff
Bereit gemacht und zu den Göttern wir gefleht;
Vielleicht entscheidet dieser Mann indessen sich
Für bessere Einsicht.

In der Zwischenzeit läßt es der Chor an Zureden und vernünftigen Vorstellungen bei Philoktet nicht fehlen: nur an ihm liege es, seinem Elend ein Ende zu machen. Schließlich zieht sich der Kranke, halb unsinnig vor Schmerz und Seelenangst, in seine Höhle zurück. Da kommt Neoptolemos mit dem Bogen gelaufen, ihm nach eilt Odysseus. Was er da wolle? ruft dieser ihm nach.

Neoptolemos

Gut machen will ich alle meine frühere Schuld.

Odyſſeus

Dein Wort erschreckt mich. Welcher Schuld klagst du dich an?

Neoptolemos

Daß ich nach deinem und des Heeres Willen that.

Odyſſeus

Von welcher Handlung sprichst du, die dir nicht geziemt?

Neoptolemos

Mit schnöder Arglist hab ich diesen Mann umgarnt.

Nun wolle er ihm die widerrechtlich geraubten Waffen wiedergeben.

Odyſſeus

Du aber bist in Worten nicht noch Werken klug.

Neoptolemos

Doch wenns gerecht ist, gilt dies höher mir als klug.

Odyſſeus

Und fürchtest du, so handelnd, die Achaier nicht?

Neoptolemos

Nicht fürcht ich deine Drohung, wenn das Recht mich schützt.

Neoptolemos setzt seinen Willen durch und übergibt dem Philoktet seine Waffen. Lange bemüht er sich noch, den verbitterten und eigensinnigen Kranken durch verständiges Zureden zum Mitgehen zu bewegen; er möge doch seinen begreiflichen Widerwillen überwinden; vor Troja werde er zuerst Heilung finden, dann hohen Ruhm gewinnen. Es nützt alles nichts. Da spricht Neoptolemos endlich:

Was soll ich noch beginnen, wenn ein jedes Wort,

Das dich zu überzeugen sucht, vergeblich ist?

Am leichtesten wird mirs, geb' ich weitres Reden auf;

Du lebst dann ungerettet, wie zuvor.

Philoktet erinnert ihn an sein anfängliches Versprechen, ihn in seine, des Neoptolemos Heimat mitzunehmen; dahin möge er segeln und an Troja nicht mehr denken. Gehn wir denn, wenns dir so gut scheint, spricht der Jüngling und schickt sich an, den stinkenden Krüppel fortzuschleppen, als Herakles erscheint und anders entscheidet.

Was würde Schiller für einen schönen langen Monolog geschrieben haben, um breit auseinander zu legen, auf was alles der junge Held verzichtet, indem er jenem Elenden sein Wort hält, und welche Last er sich aufbürdet! Vielleicht schwebte diese Stelle aus Philoktet Goethen vor, als er seinem Thoas das große Schlusswort: „So geht, lebt wohl!“ in den Mund legte; aber des Neoptolemos: „Gehn wir denn“ ist größer. Hier haben wir also einen jungen Mann, wahrhaftig und treu, lauter und einfältig, ehrliebend und heldenmütig, aber zugleich mild und barmherzig, dem das Gute so natürlich ist, daß ihn nicht das Gute Überwindung kostet*), sondern vielmehr das Böse, wozu ihn

*) „Soll Sittlichkeit durchaus nur in der Selbstbestimmung zum Guten gelegen sein, so ist für diejenigen Naturen, die »von selbst,« ohne Zweifel, ohne Wahl das Gute thun,

eine Autorität beschwagt. Wäre es wohl denkbar, daß Sophokles diese Gestalt hätte schaffen und auf die Bühne bringen können, wenn sich ihr die Athener nicht seelenverwandt gefühlt hätten? In Fleisch und Blut verkörpert, wird man freilich eine solche Idealgestalt in Athen selten genug angetroffen haben, desto öfter Sünglinge von der Art des liebenswürdigen und schalkhaften Jon, der mit seinem schuldlosen, aber zugleich mühe- und gefahrlosen Leben im bescheidenen Tempeldienste von Herzen zufrieden ist, jedoch auch ein höheres Glück, wenn es ihm beschieden wird, nicht von sich weist und sich den Gott als Vater und die Königin als Mutter gern gefallen läßt, ein Bild derer, die gut bleiben, weil und so lange ihnen das Gute leicht gemacht wird.

Freilich, würde der schöne Charakter für eine willenlos wachsende Blume angesehen und die Herzensgüte des edeln Menschen für eine von aller Selbstthätigkeit so unabhängige Eigenschaft, wie die Geduld des Schafes und die Sanftmut des Kindes, so würde dadurch der Begriff der Sittlichkeit hinfällig. Daß dies aber nicht die Meinung der Griechen war, hat ja schon die Zergliederung der Eumeniden gezeigt. Das Gute, wozu sich der gute Mensch von selbst aufgelegt und gezogen fühlt, erscheint als Erfüllung eines ewigen göttlichen Gesetzes, wogegen der Mensch auch freveln kann, und durch dessen Übertretung er den rächenden Göttern verfällt. Wie die Hellenen jedes große Unglück als eine Strafe für Frevel, namentlich für Übermut auffaßten, das ist zu bekannt, als daß wir dabei verweilen sollten. Und wird hie und da der Neid der Götter als Urheber des Unheils genannt, so ist darunter doch nicht das gewöhnliche Laster des Neides zu verstehen, der die Götter unter die bessern Menschen erniedrigen würde, sondern eine berechtigte Reaktion der göttlichen Weltmacht gegen die Überhebung der Großen und Glücklichen unter den Sterblichen. Seine Übereinstimmung des Willens mit dem göttlichen Gesetze nun, die sich auch unter Widerwärtigkeiten bewähren soll, wird vor allem Sinnengenuß als das wahre und höchste Glück gepriesen. In des Aischylos Agamemnon singt der Chor:

Wie Zeus trifft, mag man hier erkennen!
 Und sehn kann, wer den Spuren nachgeht:
 Sie säten, wie er mähte!
 Jrgend wer leugnet, daß die Götter
 Hinzusehn würdigen,
 Wenn auch ein Mensch Heiligstes

kein Raum gelassen. Und doch ist es nur natürlich, anzunehmen, daß gerade der Mensch, der »von selbst,« ohne sich erst besinnen und überwinden zu müssen, ohne sich also erst zu bestimmen, das Gute thut, der eigentlich Sittliche sei.“ Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand, 1892; S. 208. Wir kennen wenig Schriften, deren Auffassung sittlicher Dinge der unsern so nahe käme, wie dieses vortreffliche, schön geschriebne und nicht sehr umfangreiche Buch.

Mit Füßen tritt — gottlos Wort!
 Ein Zeug' ist ihres Zorns
 Der scheu los Lüsterne,
 Voll Wagnut wilder, als gerecht war,
 Voll Hochmut überstolzen Glückes
 Im Übermaß schuldig!
 Sei mein Geschick niedrig, sei der Armut
 Reines Gewissen genug mir!
 Schutz nicht bietet ja Reichtum
 Dem, der Glückes gesättigt
 Frech zertrat der Gerechtigkeit Altar, gegen Vernichtung!

Und weiterhin:

Doch Dikes Schuld strahlt in rauchschwarzer Behmhütte auch,
 Denn sie ehret frommen Wandel hoch;
 Von goldgezierten Pforten, schmutzger Hand besleckt,
 Gewandten Blicks flüchtet sie hinweg,
 Befudlung zu meiden, des Reichseins Truggehalt
 Von feilem Lob falschgemünzt verachtend;
 Jegliches End — zu wägt sie.

Ähnlich läßt Sophokles im König Ödipus den Chor singen:

O wäre mir das Los beschieden, daß ich fromm
 In allem Wort und allem Werk
 Die heilige Scheu bewahrte den Gesezen, die
 Hochwandelnd im himmlischen Äther
 Geboren werden! Es hat sie gezeugt
 Allein der Olymp, denn nimmer erfand
 Sie der sterblichen Menschen Geschlecht;
 Nimmer umhüllt sie Schlaf der Vergessenheit,
 Mächtig schützt ein Gott sie, der
 Nimmer altert.

Daß es nun aber wiederum nicht die knechtische Furcht vor Strafe ist, was allein das Verlangen nach Gerechtigkeit erzeugt, beweisen Charaktere wie die des Neoptolemos zur Genüge; die Furcht dient, wie in den Eumeniden klar gemacht wird, nur als heilsames Bewahrungsmittel. In der Elektra läßt Euripides die Titelheldin an der Leiche des Agisthos eine Anklagerede halten, worin es u. a. heißt:

Am schlimmsten — was du nicht erkannt — berückte dich
 Der Wahn der Größe, weil du reich an Schätzen warst.
 Das ist ja nichtig, das verweilt nur kurz bei uns.
 Nicht Reichtum, nur ein großer edler Sinn besteht.

Worauf der Chor bemerkt:

Er fehlte schwer und zahlte schwere Buße dir
 Und deinem Bruder, denn des Rechtes Macht ist groß.

Als eine Verkörperung des Gewissens hat Euripides die Priesterin und Seherin Theonoë gezeichnet, die Schwester des Ägypterkönigs Theoklymenos, der die

in seine Gewalt gefallene Helena zwingen will, seine Gattin zu werden. Helena fleht zu ihr, sie möge ihrem Bruder den eben angekommenen Gatten Menelaos nicht verraten und ihrer gemeinsamen Flucht nicht hinderlich sein. U. a. spricht sie:

Die Gottheit haßt Gewalt; nur wohlervorben Gut
Soll jeglicher besitzen, aber keiner Raub.
Verschmähen muß man ungerechter Schätze Reiz.
Gemeinsam ist der Himmel allen Sterblichen,
Gemein die Erde; mehrt den Schatz in euerm Haus,
Doch rühret nicht an Fremdes, raubt nicht mit Gewalt!
Mich gab, o Jungfrau, glücklich und unglücklich einst
Hermes in deines Vaters Hand, daß dem Gemahl
Er mich bewahrte. Dieser kommt und fordert mich,
Und Tod soll er hier finden?
Rein? Scheue Proteus Schatten und die Himmlischen!
Würd' auch ein Gott und würde dein Erzeuger wohl
Also verweigern ein ihm anvertrautes Gut?
Ich zweifle. Sei denn dir auch, Jungfrau, weniger
Des Bruders Thorheit als der edle Vater wert!
Bist du des Götterrates kundge Seherin,
Und achtest doch den rühmlichen Erzeuger nicht,
Um deinem ungerechten Bruder hold zu sein,
So ist dir's Schmach, zu kennen alles Göttliche,
Was ist und nicht ist, aber Pflicht und Tugend nicht

Nachdem noch Menelaos gesprochen hat, entscheidet Theonoe:

Ich liebe Gutes von Natur, und will es auch,
Weil ich mich selbst hochachte. Meines Vaters Ruhm
Werd ich nicht schänden, noch dem Bruder eine Gunst
Gewähren, die mir künftig Schmach bereitete.
Ein großes, lautes Heiligtum des Rechtes ist
In meiner Brust hier, das mir Nereus Huld geliehn,
Und das ich, Menelaos, treu bewachen will.

Daß es endlich nicht sowohl das Äußerliche, die That, als das Innerliche, die Gesinnung ist, was den Göttern wohlgefällig oder mißfällig macht, vermehren wir u. a. aus dem Drestes des Euripides. „Ich habe reine Hände!“ beteuert Menelaos; „doch kein reines Herz,“ erwidert Drest. Diese unbedingt verpflichtende Macht des Guten voraussetzend, findet es Son höchst ungeziemend, daß das Heiligtum auch Frevlern als Asyl offen stehe:

Schlimm, daß ein Gott den Menschen nicht, wies billig ist,
Und nicht in weisheitsvollem Sinn Gesetze gab!
Denn nicht am Altar sitzen sollt ein Bösewicht,
Nein, fortgewiesen werden; eine Frevlerhand
Darf Götter nicht berühren! Nur der Fromme, der
Unrecht erfahren, sollte stehn ins Heiligtum,
Und nicht der Böse, wie der Gute, gleiches Recht
An gleicher Stätte nehmen aus der Götter Hand.

Schon das bisher angeführte wird genügen, die Ungerechtigkeit der modernsten Angriffe auf das Hellenentum zu erkennen. In der Renaissance wurde das alte Heidentum nicht allein überschätzt, sondern teilweise auch mißverstanden. In der zweiten Humanitätsbewegung der europäischen Christenheit haben Herder und Lessing, Goethe und Schiller die Alten, namentlich die Griechen, eben nur richtig gewürdigt. In der jetzigen Reaktion gegen den Humanismus vereinigen sich drei Parteien, die sonst einander beseinden, indem sie drei verschiedenen Idealen huldigen: dem orthodoxen Christentum, dem alten Germanentum und dem „Realismus,“ ein ziemlich unklarer Ausdruck, der bald wissenschaftlichen Materialismus, bald banausischen Utilitarismus bedeutet und im letztern Falle gewöhnlich auf ganz ordinären Mammonismus und Amerikanismus hinausläuft. Sehen wir uns ein paar abfällige Urteile eines christlichen Richters an, der wenigstens kompetent war, Döllingers. Dieser große Theologe kannte zwar die griechische Litteratur viel gründlicher als der Verfasser dieser Aufsätze, ja er war sogar ein förmlicher Liebhaber des Griechischen. Dennoch kann ich mir nicht helfen: ich muß sein Urteil über das Hellenentum für ungerecht halten. Seine Ungerechtigkeit läßt sich auch leicht aus dem Umstande erklären, daß er sich als streng gläubiger Theologe verpflichtet fühlte, die Schattenseiten des griechischen Lebens zu Ehren des Christentums zu übertreiben.

In seinem Werke: Heidentum und Judentum, Vorhalle zur Geschichte des Christentums (Regensburg, 1857) schreibt er S. 664: „Der Grieche war im eigentlichsten Sinne ein politischer Mensch; die Staatsbürgerchaft, die politische, in der Teilnahme an der höchsten Gewalt bestehende Freiheit war sein höchstes Gut.“ Das ist richtig, aber nun kommt das übertreibende und schiefe. „Die völlige Abhängigkeit vom Staate und die unbedingte Hingebung des einzelnen an das Ganze, den Staat, war die ihm von Jugend auf anerzogene Gesinnung, und darauf ruhte, darin bestand seine Sittlichkeit.“ Döllinger nahm, wie das in der vorliegenden Frage hergebracht ist, Sparta für Griechenland und Platos Republik für ein Idealbild des damaligen Zustandes von ganz Griechenland. Das ist aber noch schlimmer, als wenn ein Schriftsteller des vierten Jahrtausends das preußische Heer für das deutsche Volk und Hegels Staatsidee für eine Abstraktion aus der deutschen Wirklichkeit nehmen wollte; noch schlimmer, sagen wir, weil Hegels Tendenzphilosophie ihre Wirkung gethan hat und das preußische Heer heute wirklich zwar noch nicht das deutsche Volk, aber seine Beherrscherin geworden ist, während Platos Tendenzschrift wirkungslos verpuffen mußte, weil, als er sie schrieb, der Spartanerstamm, der allein ihre Ideen hätte verwirklichen können, nicht allein entartet, sondern beinahe ausgestorben war. Weiter sagt Döllinger: „Der Inbegriff seiner (des Griechen) Pflichten war, mit seiner ganzen Persönlichkeit im Staate aufzugehen, keinen eignen vom Staate verschiedenen Willen zu haben.“ Wunderliche

Behauptung! In allen uns erhaltenen Dramen werden sittliche Probleme erörtert, und man sieht, wie sehr ihre Ergründung dem Dichter und seinem Publikum am Herzen liegt, aber vom Staat ist dabei fast nie die Rede; höchstens wird gelegentlich einmal bemerkt, was sich ja für alle Zeiten und Kulturvölker von selber versteht, daß der wackere Mann bestrebt sei, dem Gemeinwesen zu nützen. Nur ein einziges Stück hat die grundsätzliche Erörterung des Konfliktes zwischen Privatmoral und Staatsgesetz zum Gegenstande — wie jedermann weiß, ist das die Antigone —, und darin entscheidet der Dichter gegen den Staat. Er stellt ganz wie Petrus (Apostelgeschichte 5, 29) den Grundsatz auf: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ismene will die Schwester von dem Borsake abbringen, gegen das Verbot des Königs den Bruder zu bestatten. Als Frauen könnten sie ja gar nicht daran denken, sich gegen die Herrschaft der Männer aufzulehnen, selbst wenn noch schlimmeres geboten würde:

Ich flehe drum die in der Erde Schoß
Um Nachsicht an, da, wo Gewalt mich zwingt,
Den Machtgekrönten ich gehorchen will.
Denn über Kraft zu thun ist Unverstand.

Antigone erwidert, an Ismenens Beistand sei ihr gar nichts gelegen; sie selbst aber werde thun, was sie für ihre Pflicht halte.

Geliebt bei den Geliebten ruhen werd' ich dann,
Da frommen Frevel ich geübt. Denn länger muß
Den Toten ich gefallen als den Lebenden;
Dort lieg' ich ewig.

Und dem König ins Angesicht sagt sie später:

War es doch Zeus nicht, welcher dies verboten hat,
Und sie, die bei den unterirdischen Göttern thronen,
Nie hat den Menschen Dike solch Gebot erteilt,
Noch glaubt ich so gewaltig deine Herrschermacht,
Daß du der Götter Satzungen, ein Sterblicher,
Den ungeschriebnen, wandellosen trotz'n darfst.
Denn nicht erst heut und gestern erst, nein immerdar
Sind sie lebendig; niemand weiß, wie alt sie sind.
Nicht wollt ich, daß um sie der Götter Strafen ich
Verfiele, weil ich eines Menschen Übermut
Gefürchtet. Sterben werd ich, dieses weiß ich wohl,
Auch ohne daß du mir's gedroht. Muß vor der Zeit
Den Tod ich dulden, nun, das acht ich für ein Glück.

„Welche Stellung — fährt Döllinger fort — der einzelne im Gemeinwesen einnehmen wollte, das war nicht seinem Gutdünken überlassen, sie war vielmehr jedem schon im voraus angewiesen.“ Als ob das heute anders wäre! „Es gab auch eigentlich kein Gebiet, innerhalb dessen der Grieche bloß als Mensch nach seinem Ermessen frei zu schalten berechtigt gewesen wäre.“ Ist wohl ein freieres Schalten denkbar als das des Sokrates, der freilich zu-

legt dem Haß seiner Gegner zum Opfer fiel, aber doch erst, nachdem er wohl dreißig Jahre lang bei einer ganz allein nach freier Willkür und eigenem Belieben gestalteten Lebensweise die bestehenden Zustände und die herrschenden Personen aufs herbste kritisiert hatte? Und hat es je eine freiere, kühnere, eigenwilligere Wirkungsweise gegeben als die des Aristophanes, der alle Staatseinrichtungen und Staatsmänner lächerlich macht und in den Rittern sein souveränes Athenervolk unter der Gestalt eines halb blödsinnigen dämlichen Greises verspottet, der erst im Wurstkessel aufgekocht werden muß, ehe er sich wieder mit Anstand vor den Menschen sehen lassen kann? Daß aber die Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, im Privatleben, in Eheführung und Kindererziehung, in Gewerbe und Handelsverkehr, in dem Betriebe ihrer Landwirtschaft mehr als wir Heutigen vom Staate beaufsichtigt und beschränkt worden wären, davon ist doch nichts bekannt, wenn man nicht etwa den Umstand geltend machen will, daß in Athen die hohen Leistungen für den Staat, die den Reichen aufgebürdet wurden, der Anhäufung großer Reichtümer hinderlich waren. „Wo das Wohl des einzelnen mit dem des Staates in Kollision kam oder nur zu kommen schien, da mußte der einzelne weichen und als Opfer fallen; man schritt über ihn und sein Recht hinweg.“ Ganz so wie immer und überall, wo ein kräftiges Gemeinwesen waltet, mag es Stadt, Staat oder Kirche heißen! „Daher der Ostrazismus in Athen, Megara, Milet, Argos, der Petalismus*) in Syrakus.“ Der Ostrazismus war, weil er die Ehre und den guten Ruf des Betroffenen nicht schädigte, eine weit anständigere Art und Weise, sich verhaßter oder dem Gemeinwesen gefährlich scheinender Personen zu entledigen, als die heute gebräuchlichen Praktiken, zu denen unter andern auch die strafrechtliche Verfolgung in Ungnade gefallener oder mißliebiger Politiker gehört. „Demnach war der griechische Begriff von Gerechtigkeit: daß alles gerecht sei, was dem Staate fromme. Sittlichkeit und Tugend bestanden in der Konformität des einzelnen Willens mit dem Staatswillen und in der Fähigkeit, dem Staate zu dienen, dem Ganzen sich möglichst nützlich zu erweisen.“ Dieser Begriff von Sittlichkeit beherrscht zwar heute die Staatsweisen sowohl Hegelscher als Darwinischer Schule und in der Praxis, wenn auch nicht in der Theorie, die römischen Katholiken, denen ihre Kirche als das eigentliche und höchstberechtigte Gemeinwesen gilt, aber bei den Alten wurde es keineswegs so unbedingt anerkannt. Sogar in Platons Staat gilt als der wahrhaft Gerechte der Mann, der sich um der Gerechtigkeit willen kreuzigen läßt, der also dem ungerechten Staate bis in den Tod Widerstand leistet, und im Drama, das ohne Zweifel den Volksgeist treuer wieder spiegelt, als es die Schriften der Philosophen thun, findet sich, wie wir gesehen haben, von dieser Auffassung der Sittlichkeit keine Spur.

*) So genannt, weil der Name des zu Verbannenden auf Blätter geschrieben wurde.

Döllinger spricht dann weiter den Griechen die echte Humanität ab wegen ihrer Geringschätzung der Barbaren und führt unter andern Beweisstellen den bekannten Ausspruch des Sokrates an, er danke den Göttern täglich dafür, daß er Mensch und nicht Tier, Mann und nicht Weib, Grieche und nicht Barbar sei. Gibt es irgend einen verständigen und tüchtigen Mann unter uns, der nicht genau ebenso dächte? Als Weib wiedergeboren zu werden, würde wohl niemand weniger gewünscht haben als Döllinger. Und wer von uns möchte Neger oder Mongole oder auch nur Pole, Russe oder — pfui Teufel! — Tscheche sein? Eben dieses gehört zur echten Humanität, daß man zu unterscheiden wisse zwischen solchen Völkern und Personen, in denen das Menschentum völlig ausgeprägt ist, und solchen, die als halbe oder ganze Mißgeburten erscheinen. Menschlich behandeln sollen wir den Neger so gut wie unser Vieh, nicht aber ihn als gleichberechtigt anerkennen. Menschlich behandeln sollen wir auch den Rüpel, nicht aber ihn neben Apollo und Siegfried aufs Postament stellen.

Von Völkerrecht, meint Döllinger, sei bei den Griechen keine Rede gewesen. Nun, ein deutscher Professor pflegte noch vor dreißig Jahren seine Vorlesungen über Völkerrecht mit dem Satze zu beginnen: „Meine Herren, ich bin in der merkwürdigen Lage, Ihnen über einen Gegenstand lesen zu müssen, der nicht vorhanden ist.“ Ob es seitdem anders geworden sei, das zu entscheiden überlasse ich den Politikern. „Aber auch selbst zwischen den einzelnen Staaten — sagt Döllinger weiter — und in ihren Händeln untereinander wurde kein rechtliches Verhältnis anerkannt.“ Bei uns in Deutschland haben Anno 1866 die Kanonen das letztemal gesprochen, und wenn sie nicht alljährlich sprechen, sondern der Schwächere sich dem Vertrage fügt, den ihm der Stärkere auferlegt, so geschieht es nicht aus Ehrfurcht vor irgend welchem Recht, sondern weil der Krieg mit Kanonen und Magazingewehren bedeutend gefährlicher und kostspieliger ist, als der mit Lanze, Schwert und Wurfspeer. „Nur das Recht des Stärkern galt eigentlich, und man sprach es unumwunden aus, daß dies das echt Menschliche sei, andre zu unterdrücken, damit man selbst nicht unterdrückt werde, oder, wie Perikles vor den Athenern, daß man getrost den Haß der andern verachten solle, wenn man nur von ihnen gefürchtet werde. Die Götter selbst, sagten die Athener den Meliern, gaben den Menschen das Beispiel, daß der Stärkere sich auch seiner Macht zur Unterjochung des Schwächern bediene.“ Alles genau so wie heute. „Die Griechen machten aber dieses Recht des Stärkern, das einzige, das sie in internationaler Beziehung erkannten und anerkannten, mit einer Härte und Schonungslosigkeit geltend, die dem Kenner ihrer Geschichte oft die Frage nahe legt, ob nicht Hinterlist und Grausamkeit tiefe Züge des griechischen Nationalcharakters seien. Das Hinschlachten ganzer Massen, die Ausrottung von Städtebevölkerungen, das Verkaufen der Weiber und Kinder in die Sklaverei, alles das wurde von

Griechen an Griechen, nicht in der vorübergehenden Wut einer durch den Kampf aufgeregten Leidenschaft, sondern nach dem Siege mit kaltblütiger Überlegung und nach einem berechneten Plane verübt; Demokratien und Aristokratien, Athen und Sparta wetteiferten darin mit einander.“ Dagegen wäre zunächst zu bemerken, daß uns aus der athenischen Geschichte doch eigentlich nur ein Fall einer großen Abschlachtung bekannt ist. Als sich im peloponnesischen Kriege 427 die abgefallne Insel Lesbos auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, da sprachen die Athener, auf des Demagogen Kleon Rat, das Todesurteil über alle Männer von Mytilene aus, bereuten aber sofort ihre Übereilung und schränkten am andern Tage das Urteil auf die Anstifter der Verschwörung ein. Freilich betrug die Zahl der Hingerichteten auch so immer noch gegen tausend. Sodann aber ist im allgemeinen zu bemerken, daß im öffentlichen Leben von Moral überhaupt nichts sichtbar wird; wer den Menschen nicht im Privatleben, sondern auf dem weltgeschichtlichen Schauplatze sucht, der findet gar keine Menschen, sondern nur eine Bande von Narren, Bestien und Teufeln. Was wollen die Kämpfe der Griechen unter einander bedeuten gegenüber der Selbstzerfleischung der christlichen Völker Europas! Von der Völkerwanderung bis zum zweiten Pariser Frieden 1815 ein fast ununterbrochnes Gemetzel, verschärft durch Augenausstechen, Verstümmeln, Foltern, Verbrennen, Schwedentrank und andre unsagbare Greuel, deren sich die vorbyzantinischen Griechen niemals schuldig gemacht haben! Daß es seit 1815 besser geworden ist, haben wir gewissen politischen Verhältnissen zu verdanken, deren Erörterung nicht hierher gehört, sowie der Umwandlung der Kriegführung durch die Vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge; ein wenig auch der Humanitätsbewegung, die aber in der letzten Zeit wieder zurückgestaut worden ist. Dazu, meint Döllinger, seien dann noch die Parteikämpfe in jeder einzelnen Stadt gekommen. „Da war es dann noch ein Glück, wenn die unterliegende Partei bloß verbannt und beraubt, nicht ermordet wurde, denn auch dies geschah nicht selten. Aus einer einzigen Stadt, klagte Sokrates, gebe es mehr Verbannte und Flüchtige, als in alten Zeiten aus der ganzen Peloponnes. So ward Griechenland mit heimatlosen Geächteten, welche sich in plündernde und verwüstende Söldnerscharen zusammenthaten und jedem um Geld dienten, erfüllt.“ Genau so wie das mittelalterliche Italien, das dreihundert Jahre lang von fuorusciti und banditi wimmelte, wodurch die Entstehung des Kondottierentums nicht wenig befördert wurde.

Noch eins sei erwähnt, was aus den griechischen Dramen und aus der Wirkung, die sie aufs Volk übten, ohne weiteres hervorgeht, daß das Häßliche und Schreckliche jeder Unthat tief empfunden wurde und die Gemüter heftig erschütterte. Bei uns Heutigen kann wegen der Masse von Unthaten, die wir aus den Zeitungen täglich erfahren, kaum noch von einem tiefem Eindruck die Rede sein. Wir fangen an stumpfsinnig zu werden. Sa, der Philister

braucht die Kunde von täglichen Mordthaten, um durch deren Genuß die erschlafften Schleimhäute seines schwer verdauenden Biermagens anzuregen. In Berlin erscheint eine neue Zeitung, die nichts als Verbrechen und Unfälle zu bringen verspricht, und London erfreut sich seit einigen Monaten einer Divorce Gazette „Dieses Wochenblatt — so lesen wir in der Monatschrift »Deutsche Worte« S. 315 — ist eine geschickte Kombination von Gerichtssaalberichten, Skandalartikeln und Zoten mit Ankündigungen von Agenturen, die Privatdetektivs beiderlei Geschlechts empfehlen, um die nötigen Beweise zur Durchführung der Scheidungsklage herbeizuschaffen u. s. w. Der Zweck des Blattes soll sein, das Hinfällige und Widersinnige unsrer Ehe zu erweisen. Wie weit es dem Herausgeber damit Ernst ist, bleibe dahingestellt; das Blatt bezahlt sich bis jetzt sehr gut, und das ist schließlich die Hauptsache.“ Es wäre nur ein unpassender Scherz, wenn wir sagen wollten, daß wir mit dieser *sin de siècle*-Erscheinung einen passenden Übergang zur Darstellung der griechischen Familiensittlichkeit gewonnen hätten.



Ernst Moritz Arndt und Johanna Motherby

Von Adolf Stern

(Schluß)



ören wir Arndts eigne Schilderung des Motherbyschen Hauses in Königsberg, in dem ihm die junge Frau begegnete, die er seine Furina nannte, an die die glühenden, sehnsuchts- und stimmungsvollen, zwischen Hoffnung und Entsagung, Weh und Erhebung auf- und abzitternden Briefe gerichtet sind, von deren Existenz seither wohl nur wenige gewußt haben. „Dies war (erzählt Arndt in seinen »Wanderungen und Wandlungen«) ein edles, freies Bürgerhaus, ein vom englischen und Kantischen Geiste durchwehtes Haus. Motherbys Vater war ein geborner Engländer aus Hull gewesen, Kaufmann in Königsberg, wie sein Freund, der Schotte Hay, Freund und Tischgenosse Kants. Von dem Geiste jenes Lebens hatten die Söhne des Huller Motherbys etwas abbekommen. Das Motherbysche Haus war gleichsam das Kasino, das Versammlungshaus der feurigen, kriegslustigen Jugend, die sich mit Herz, Faust und Degen rüstete und für den nahen großen Kampf einübte. D hier waren prächtige Jungen. Die Namen vieler wackern Jünglinge stehen noch mit hellsten, goldensten Buchstaben auf der schon sehr gebleichten und bemoosten Tafel meines